

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

33 (8.2.1930) Frauenfragen / Frauenschutz

# Frauenfragen - Frauenschutz

Nummer 33 - 50. Jahrgang

Beilage des Volksfreund

Karlsruhe, 8. Februar 1930

## Frauen im Bergbau

Nicht überall ist die Frauenarbeit im Bergbau verboten. In Europa ist sie mit Ausnahme von Portugal unterirdisch nicht mehr auszuüben. Ueber Tage ist sie dagegen in einigen Ländern noch zugelassen.

In der Tschechoslowakei beschäftigen die Lebertagebetriebe eine ansehnliche Zahl von Frauen, von denen über die Hälfte verheiratet ist. Weil die Frauen billiger und williger sind, werden sie von den Grubenbesitzern mit Vorliebe in das schwere und gefährliche Grubenarbeit gezwungen. Bei absteigender Konjunktur kommt es oft vor, daß der Mann entlassen wird, während seine Frau weiter arbeiten darf. Die niedrigen Löhne der Bergarbeiter reichen zur Ernährung der oft zahlreichen Familie nicht aus und so ist die Frau gezwungen, Arbeit auf der Grube anzunehmen. Die Unternehmer machen sich natürlich kein Gewissen daraus, ob die Familie, der Haushalt einer Grubenarbeiterin ohne Pflege und Aufsicht bleibt; für sie ist der Profit aus der billigen Frauenarbeit die Hauptsache.

In Rußland ist die Frauenarbeit im Bergbau noch eine allgemeine Erscheinung. Etwa 50 000 Frauen oder 10 Prozent der Gesamtbelegschaft arbeiten in oberirdischen Grubenbetrieben (Verladung, Wäsche, Sortiererei usw.). Man sollte meinen, daß ein Staat, der ein Arbeiterpaar sein will, schon längst den Frauen die schwere Grubenarbeit gänzlich gesperrt hätte. Dem ist aber nicht so — im Gegenteil, die Zahl der Grubenarbeiterinnen wächst mit jedem Jahr. In den kommunistischen Zeitungen Rußlands und anderer Länder ist noch nie die Forderung aufgetaucht, die Frauenarbeit auf den Sowjetgruben zu verbieten. Diese wichtige Frage findet dort überhaupt keinen Anwalt und keine Beachtung.

Portugal's Bergbau beschäftigt sogar mehr Frauen als Männer. Die Anwendung geschieht durch die Arbeitsweise, die ausschließlich die Interessen der Unternehmer wahrnehmen. Der Arbeiterin wird ein Kontrakt aufzuzwängen, wonach sie sich unter schriftlich verpflichtet, bis zu einem festgesetzten Termin zu arbeiten. Gibt sie die Arbeit vor Ablauf dieses Termins auf, wird sie entlassen von der Polizei gefolgt. Die Arbeit ist weder gesetzlich noch schriftlich geregelt, darüber befindet die Willkür des Unternehmers. Der Lohn beträgt nur einige Reis und ein Reis ist nur 2 Pa. wert. In den Schiefergruben bei Coimbra brechen die Frauen auch Schiefer und transportieren die schweren Platten auf dem Kopf. Ihre Fron ist billiger als die der Männer.

In den südamerikanischen Gruben arbeiten ebenfalls mehr Frauen als Männer. Die indische Frau ist im Sinne der Grubenbesitzer ein ideales Ausbeutungsmittel, weshalb sie dem Mann vorzuziehen wird. Sie ist geduldig, läßt ohne Widerspruch alles über sich ergehen, verrichtet die schwerste Männerarbeit und ist sich mit allen Beschwerden des Lebens zufrieden. Die indischen Frauen müssen bis zur letzten Stunde schuften, denn einen Urlaub bekommen sie nicht. Die Wohnungsfrage wird auf eine einfache Weise gelöst: von einem Baum zum anderen wird eine Seilbahn angebracht und darin schließt die Arbeiterin, krumm wie ein Kranich, die mehr freilebenden Indianerstämme. Man schenkt ihr manchmal in die Tiefe des Urwaldes, der „weiße“ Unterwälder ist jedoch um die Mittel nicht verlegen, sie wieder einzusaugen und ins alte Loch zu treiben.

Auf der Insel Sumatra, die der Gewalt der Holländer unterworfen ist, sind die Frauen im Bergbau sehr zahlreich vertreten. Deren Mehrzahl arbeitet auf den Steinkohlegruben, die an den Ufern des Golfes von Sumatra gelegen sind. Das lumpige Kleingeld, von Bergen und Vulkanen des Hinterlandes begrenzt, ist der Schmelzherd der Malaria. Inner und über Tage fronen die Frauen billiger und länger als das Vieh, schleppen auch die Kohle in vollen Körben auf dem Kopf in den Rumpf der Schiffe. Die Kohle von Sumatra geht auf Lager in fast alle indischen Häfen. Obwohl von mindere Qualität, kann diese Kohle mit besseren Sorten infolge der außerordentlich niedrigen Arbeitslöhne erfolgreich konkurrieren. Die Arbeitsbedingungen sind solche, wie sie in den Kolonien überall üblich sind: Menschenjagderei, Schweißarbeit bis zum Tod, weißberliche Willkür. Trotzdem konnten selbst die grausamsten Repressalien nicht verhindern, daß die eingeborene Bevölkerung vor einigen Monaten sich von ihren weißen Peinigern durch Aufruhr zu befreien versuchte. Tausende wurden erschossen oder durch Verhinderung in steinige Wüsten dem langsamen Hungertode preisgegeben.

In Indien wird die bergbauliche Frauenarbeit in allergrößtem Umfange ausbeutet. Die meisten Grubenarbeiterinnen beschäftigen in seinen Eisenerzgruben der schwerste eingetragene Grubenbesitzer Tata. Noch vor einem Vierteljahrhundert war das Grubenbesitzertum mit dichter Dschungel bedeckt. Nur kleine Inseln von Kultur erinnern noch an die frühere Wildnis. Chausseen verbinden jetzt die Gruben, deren Wert 70 Millionen Dollar beträgt, mit den nächsten Städten. Die Zahl der Bergarbeiter wird auf 100 000 geschätzt, wovon die Mehrzahl aus Frauen besteht. In England ist die Frauenarbeit unter Tage gesetzlich verboten, in Spanien dagegen erinnern sich die Engländer an dieses Gesetz keineswegs. Die Bemühungen der leider noch schwachen indischen Gewerkschaften, die Frauenarbeit unter Tage gesetzlich abzuschaffen, sind bisher ohne Erfolg geblieben, weil die englischen Nachtarbeiter auf Seiten der Grubenbarone stehen und „beweisen“, daß dann der Bergbau zum Erliegen kommt. Die Beurteilung einer schwachen Grubenarbeiterin hängt nur vom guten Willen des Unternehmers ab. Vielfach finden Geburten während der Arbeit statt, Wochenlohn nach der Geburt dauert nur zwei bis drei Tage. Der Lohn einer Grubenarbeiterin erreicht die „hohe“ Summe von 3 Schilling (3 Mark), während der Bergarbeiter 5 Schilling verdient. Damit läßt sich kaum der nackte Hunger stillen. Zu allem Überdruß werden auch Kinder an die Arbeit unter und über Tage gezwungen.

## Der blinde Bettler

In der Erschütterung, welche die „Drei Großen Vier“ in uns ausgelöst, geistete sich mir eine Vision aus meinen Kindheitsjahren, wo oftmals ein Bettler in mein bis daher ruhiges Kinderzimmer eintrat und mich längere Zeit bis in den innersten Winkel meiner Seele durchwühlte. Ich war 9 Jahre alt, als ich mit meinen Eltern in die Schweiz, und zwar nach Badenried am Vierwaldstätter See reisen durfte. Am ersten Tage erreichte ich mich der herrlichen Felsen, sah begeistert die blauen Hügel des Sees, in dem sich die Berge, besonders die mächtige Rigi piekelt. Ich folgte den weißen Wäldchen am Fuß der Berge, pfiff die Sommerblumen auf lustigen Wiesen, kurz war es in diesem froh und glücklich, unbeschwert und unbekümmert, wie ich in diesem Grad nur Kinder sein können. Am nächsten Tag war eine Dampfbootfahrt nach Brunnen geplant. Ich stieg deshalb zum Landungsplatz, zum Schiff. Da, wenige Schritte vor der Schiffsbrücke stand ein blinder Bettler, in einer Lumpenkleidung, ein Schild auf der Brust. „Danke Gott für noch Augenlicht, verachtet den armen Blinden nicht.“ Heute noch, wenn ich an jenen Tag denken darf, überläuft mich bei der Erinnerung an jenen Bettler, der gleichmäßig die Wälder suchte, der die Schindeln laute zu zerhacken und einmischen, ohne dem Bettler ein Almosen zu geben. Ich verarbeitete etwas in mir, tatbe „nein“ dieser verachteten Kalle geachtet, die Tränen entströmten meinen Augen. Ich hielt meine

## Die Tragödie einer Sowjetlehrerin

Wahrheit, — nicht Dichtung! Graufige Wahrheit, erzählt von dem bekannten russischen Kommunisten Soritsch in der Nummer 48 der Sowjetzeitschrift „Der Projektor“.

Am 20. Dezember 1928 fand man die Lehrerin Maria Iwanowa im Dorfe Molodoi Lud, Bezirk Kijew, Gouvernment Moskau, erhängt auf dem Boden ihres Schulhauses. Eine Kommission unter dem Vorsitz des Sekretärs des Kreisvolksrats Pianowschischkow gab „eine marxistische Analyse“ des Selbstmordes und stellte fest, daß er unter dem Einfluß des bekannten Tagebuchs dem Koffka Klatschen geschrieben sei. Alles schien in Ordnung, der Selbstmord der Lehrerin schien bereits in Vergessenheit geraten — als plötzlich im Laufe vorigen Sommers die wahre Ursache ihres Freitodes bekannt wurde. Es erahnt sich folgendes:

Maria Iwanowa, eifriges Mitglied der kommunistischen Jugend, ams und gar der Parteiarbeit ergeben, wurde im vorigen Herbst als Lehrerin in das Dorf Molodoi Lud kommandiert. Sofort nach ihrem Eintreffen meldete sie sich beim Vorsitzenden des örtlichen Volksrats Pawlow. Pawlow lag gerade in ziemlich angründlichem Zustand auf der Chaiselonaue. Ohne Umschweife forderte er die Lehrerin auf, sich in seine Nähe zu setzen und wurde, ohne viel Worte zu machen, subreptisch. Als die Lehrerin sich gegen die Zumutungen wehrte und erklärte, sie könne sich als Jungkommunistin derartiges nicht gefallen lassen, da meinte der Volksratsvorsitzende: „Bist Du denn etwas anderes als sonst irgendein Weib, willst Du etwa mich belehren, was ich zu tun habe. Ich brauche meinen Schweiß und ein Weib für die Nacht. Deinen Stolz werde ich schon zu brechen wissen.“

Iwanowa begab sich unerschrocken zum Sekretär der kommunistischen Jugend Konstantinow. Dieser sah an ihr vorbei und sagte: „Ich höre derartiges zum erstenmal. Wom gibt hier allgemein als Autorität. Es wird wohl ein Mißverständnis sein.“

Iwanowa wandte sich an den Sekretär des Kreisvolksrats Pianowschischkow. Dieser hatte für sie nur ein Rätsel: „Ist das aber ein billiger Kerl! — Gradesu africanisches Temperament. Du mußt doch nicht gleich überliefen, ist ja ein junger Kerl, ledig, das Blut kriecht...“ Iwanowa erhielt einen Schulraum mit eingeschlossener Fensterherde, Holz wurde verweigert, Beleuchtung gab es nicht, ebensowenig Schulunterlagen für die Kinder. Die Schüler froren, waren immerzu krank, die Bauern beschwerten sich beim Volksrat, dieser bestete die Bauern gegen die Lehrerin auf. Bei den Pionieren wurde sie kalt gestellt, ebenso bei der wehrpflichtigen Jugend, häßliche Witze wurden ihr nachgerufen und der Sekretär des Volksrats Pooosjow verbreitete das Gerücht, sie sei eine Prostituierte.

Iwanowa verfuhrte eine Auseinandersetzung mit Pawlow herbeizuführen. Er lachte sarkastisch und sagte: „Du mußt eben ein wenig freundlicher sein, dann wird es auch Holz geben und Respekt —

Matte zurück, die gleich mir ein empfindliches Herz hat, beschwor sie, ein paar Centimes zu spenden, eilte zu dem Bettler zurück, um das Geld in den alten, abgegriffenen Hut zu werfen. Mit anstandslos erfüllt und dumpfem Herzklopfen awana ich mich nochmals ihm anzusehen und nochmals bedete ich vor Mirkeid und kamme in mir Empörung ob all der adstlos Vorübergehenden, die satt und behaglich seinen Witz für den Bettler übrig hatten.

Die Schiffsglocke schrillte, ich rannte zu meinen Eltern, mein Vater sah mich streng und verweilend an.

Das Bild des Bettlers ging mir nach, achlos ging ich an allen Schönheiten der Natur vorbei, seine toten, glasigen Augen von wässrigem Blau folgten mir, gleich einer furchtbaren Wision der Anklage, daß ich tot sei und er hungrig. Den ganzen Nachmittag folierte mich die Angst vor dem Heimkommen, vor dem wieder an ihm Vorübergehenden und ich mußte genau, daß ich wieder meinen und dielehtige Schläge von meinem Vater für dies „alberne Getue“ ernten würde. So war es auch. Ein neuer Tag brach an, für mich nur ein neuer Tag der Qual. Denn ich achte, heute muß ich wieder an ihm vorbei, die ganze Folter wieder durchmachen und aufs Neue zusammenbrechen unter der Last des Mitleids und der Schuld, die ich diesem Mann gegenüber empfand.

So ging das Tag für Tag. Der ganze Aufenthalt war für mich nur ein fortgesetztes Weiden, eine fortwährende Angst, dem blinden Bettler zu begegnen.

Ein furchtbares Gewitter überraschte uns einmal auf dem Schiff. Sauschob türmten sich die Wellen, weiße Gischt schäumte, wild entsetzter Aufruhr der Elemente. Das Schiff legte an. Wir jagten den Steg entlang, gottlob er war nicht da! Befreit atmete ich auf, trotzdem ich sonst vor Gewittern maßlose Angst hatte. Wir liefen im Trab unter fremden Augen. Anweil von uns zerbarst der Witz einer uralte Witze, die nicht neben uns — ein Knabe führte ihn — der blinde Bettler! Verfolgte er mich denn überall hin? Er scheint doch blind zu sein“, sagte mein Vater im Weitergehen. Warum durfte ich ihm nun nicht sagen, kniee nieder vor ihm, da Du dem Blinden so bitter Unrecht getan!

Dies war meine erste tiefstehende Bekanntschaft mit menschlichem Elend und sozialer Ungerechtigkeit. Und vielleicht fiel damals schon dem Kinde das erste Gamentorn sozialistischer Weltbetrachtung ins Herz. Jedenfalls hat mich kaum jemals ein Erlebnis so bis in die Grundfesten meines Herzens erschüttert, wie die Begegnung mit dem blinden Bettler von Badenried.

## Säuglinge daheim in Gefahr

Die Tuberkulose bleibt die große Gefahr für unser Volk. Leben doch rund 230 000 offentuberkulöse Menschen in Deutschland, und eine Erhebung hat bewiesen, daß von ihnen jeder 6. kein eigenes Bett besitzt. Und dieses enge und enge Zusammenleben ist es, das die Tuberkulose so gefährlich macht.

Siedurch allein kommt auch der hohe Prozentsatz der Säuglinge zustande, die an Tuberkulose sterben, an der Ansteckung in der Familie. Man hat festgestellt, daß im 1. Lebensjahre in den verschiedenen Städten 5-7 Prozent der Säuglinge an Tuberkulose gestorben sind. Und diesen Säuglingen hätte das Leben erhalten werden können, wenn sie rechtzeitig aus diesem gefährlichen Milieu entfernt worden wären. Es ist die wissenschaftliche Auffassung, daß bei Absonderung des Säuglings im 1. Lebensjahre eine Verinnerung möglich ist.

Darum ist es ein soziales Erfordernis, daß die Städte die Möglichkeit bieten, solche Säuglinge aus der Familie zu entfernen und sie in geeignete Pflege zu bringen. In Berlin können solche tuberkulosegefährliche Säuglinge jetzt während des 1. Lebensjahres in Anstalten kostenlos aufgenommen werden. Soweit die kurze Erziehung erkennen läßt, ist der Erfolg tatsächlich hervorragend. Von den übernommenen Kindern blieb die Mehrzahl frei von Tuberkuloseinfektion, aber auch bei den bereits angelegten Kindern zeigte sich keine weitere schädliche Entwicklung.

Da wo die Lebensverhältnisse dem Säugling schädlich sind, müssen die Kinder aus den Verhältnissen heraus. Da kann nur eine entschlossene Maßnahme helfen. Aber hierbei ist das Widerstreben der Mutter oft ein Hemmnis, das die ganzen Hilfsmassnahmen unmöglich macht. Keine Mutter sollte doch die Kurzsichtig-

alles, was Du brauchst.“ „Ich bin Jungkommunistin und handele nicht mit meinem Körper.“ „Na, wenn Du Jungkommunistin bist, so gehst eben in das Parteikomitee zu Pianowschischkow.“ „Wo ging ich zu diesem. Die Unterredung blieb ergebnislos.“ „Na, Sie können eben mit niemandem auskommen; sind wir denn alle so schüchtern und Sie allein ein kommunistischer Engel? Sprechen Sie mit Pawlow.“ Iwanowa versuchte, dem Sekretär der kommunistischen Jugendzelle ihr Leid zu klagen. Dieser ging ihr aber aus dem Wege. Nur einmal, im trunkenen Zustande, sagte er zu ihr: „Hörst du auf mit Deinem Klagen, wir sind auch mit anderen fertig geworden. Willst Du etwa das gleiche tun wie Poljka Odrasowa, die ins Wasser gegangen ist. Man muß vom Leben alles nehmen, was man kann. Komm zu mir schlafen“ ...

Iwanowa erfuhr auch bald, was das mit der Odrasowa auf sich hatte: Ihre Kollegin war aus dem Leben geschieden, weil sie den Verfolgungen nicht gewachsen war. Nun mußte sie auch das Lebrige; nämlich, daß der Vorsitzende des Volksrats Pianowschischkow durch die Dörfer fuhr und sobald er irgendwo eine hübsche Lehrerin entrot, sie awana, mit ihm die Nacht zu verbringen. Nicht selten ließ er sie auch zu sich ins Gasthaus holen. Dann wurde geöffnet und Orgeln gespielt. Weigerten sie sich, ihm zu Willen zu sein, dann wurden sie eben an die Luft gesetzt — natürlich wegen ihrer antijewetistischen Einstellung. Iwanowa wollte aber den Kampf nicht aufgeben. Sie suchte den Vorsitzenden der örtlichen Abteilung der Volksbildung Korolew auf. Dieser drohte mit Ausschluss aus der Partei. Sie versuchte, die andere Lehrerin rebeilich zu machen. Diese rieten ihr, zu Kreuz zu kriechen und zu schweigen. Sie sprach mit einzelnen Jugendgenossen; sie wollten von nichts hören. Sie schrieb an die Bezirksinstanzen. Entweder erhielt sie keine Antwort oder die Briefe hatten zur Folge, daß ihre Beziehungen zu den örtlichen Behörden sich noch mehr verschlechterten. Nun beschloß sie, selbst in die Bezirksstadt zu fahren. Im örtlichen Volksrat hatte man davon Wind bekommen; man ließ ihr sagen, daß man sie unerschrocken ihres Postens entlassen würde. So begab sie sich zu dem Vorsitzenden, um sich mit ihm auseinanderzusetzen. Welchen Verkauf diese Unterhaltung genommen hat, ist nicht bekannt geworden. Eine Stunde später langte sie zu Hause an mit zerfetzten Kleidern, sitzend, wie im Fieber, bleich und serquält. In die Kreisstadt fuhr sie nicht. Am nächsten Morgen fand man sie erhängt an dem Boden.

Der Sekretär Pianowschischkow, einer ihrer Mörder, war Vorsitzender der Untersuchungskommission. Jetzt sitzt er bereits seit einigen Monaten im Gefängnis unter Anklage der gemeinlichen Verbrechen.

Dies in Kürze die Schilderung des bekannten Kommunisten Soritsch. Kommentare dazu sind überflüssig.

zeit besitzen, in falscher Mutterliebe das Leben ihres Kindes aufs Spiel zu setzen dadurch, daß sie es absolut im gefährlichen Milieu der Familie behalten will. Denn zu Hause wird das Kind mit 5-7 Prozent Wahrscheinlichkeit sterben, während es getrennt mit 100 Prozent Wahrscheinlichkeit das Leben beibehalten wird.

## Der junge Mann aus Schwaben

Wandlungen des Werbens.

1880.  
„Jetzt, Gretche, Ihr send e netts Mädle und sum Heirathe jenz i au grad em redde Alter, und e bische Geld hent' au, und i ben noch Jungfer, aber des dauert nemme lang, no binni Reischter; also Jungfer, in aller Ehrbarkeit sag i, mer wollest mit de Etere schwäbe... et laufst net fort, Jungfer, besch' doch sei Send, do braucht mer net glei rot werde...“

1880.  
Der junge Mann: „Jetzt verzeihet Se no, daß i in dere Druckeri in dem Saal grad e bische an Se na'schtoke bin — hat's weh lo?“

Das junge Mädle: „Oh nei, 's macht nez, — 's hat gar nei weh lo...“  
Der junge Mann: „Desh' aber nett, daß Sie des saget, do möcht i no glei e'schtoke, daß i gar net so ungen' a'bei ban, daß i an Se na'schtoke bin, da ban i grad des nette Händle verwickelt...“  
Das junge Mädle: „Noi, aber so ebbes, aber Herr Pfiker.“  
Der junge Herr: „... und da frag i halt sei, derf i's viellescht e'halte — des kleine, nette Händle do?“

1930.  
Der junge Herr: „Na... und??“  
Die junge Dame: „Ich werde mir's überlegen.“  
Der junge Herr: „Dausch, wenn's die Beute erst überlesen, müßte kein Mensch heitaten, probieren wir's mal. Aber wenn de nicht müßt, ich kann'n Duzend andre haben...“  
Die junge Dame: „Na denn, Ja!“ Alfred Kuerbaß.

## Alte Weiblein

Jetzt wurd' es Herbst  
Und viele alte Weiblein sterben ab  
Und fahren zweiwännig den Hügel an  
Im abgeschlossenen Couve.  
Wie schön ist das! Wie schön ist das!  
Die Weiberanklein werden nah  
Wenn sie die liebe Freundin sehn  
Die aufwärts fährt betrunzt bequem.  
Wie ist das fein! Wie ist das fein!  
Und wer wird wohl die nächste sein?  
Schmidt-Beri

## Verschiedenes

Los Getrorene Kühenabfälle sollen nicht zum Füttern der Kleintiere genommen werden. Kleine Mengen mit anderem Futter gemischt, dürften kaum schaden, doch ist es schwer, die Grenze zu ziehen. Ist zuviel Getrorenes im Futter, so tritt unbedingt anhaltender Durchfall und damit schwer heilender Darmtarrich ein, der zum mindelsten die Tiere schwächt, wenn nicht gar zum Tode führt.

## Pfarrer Heumann's Heilmittel

bewährt bei zahlreichen Krankheiten. / 100000 Dankschreiben. / Des Pfarrers Heumann-Buch (272 S., 150 Abb.) erhält jeder, der sich auf dieses Inserat bezieht, völlig umsonst und portofrei durch Ludwig Heumann & Co., Nürnberg 5 I. Pfarrers Heumann's Heilmittel sind an Originalpreisen stets vorrätig in der Niederlags-



Alte Sachs'sche Apotheke, Karlsruhe, Kaiserstrasse 80, Löwen-Apotheke Durlach, Schwunnen-Apotheke Pforzheim.